

Samuel  
Joseph  
Agnon  
In der  
Mitte ihres  
Lebens

Erzählung

Samuel Joseph Agnon, der von 1912 bis 1924 in Deutschland lebte, ist der Klassiker der modernen hebräischen Literatur, ein Autor von weltweiter Geltung und Wirkung, der 1966, zusammen mit Nelly Sachs, mit dem Literaturnobelpreis ausgezeichnet wurde. Sein Werk beschreibt die Hoffnungen und das Scheitern an der Grenze zwischen jüdischer Tradition und säkularer Moderne. Die Erzählung *In der Mitte ihres Lebens* schildert aus der Perspektive des Mädchens Tirza, das früh seine Mutter verlor, die gesellschaftlichen Zwänge und die Sehnsucht nach geglückter Liebe. In einer bürgerlichen Welt, in der Bildung erwünscht, religiöse Tradition aufgegeben oder am Verblässen ist, wird der heranwachsenden jungen Frau zunehmend bewusst, dass sie sich trotz ihrer eigenen freien Lebensentscheidungen der ihr zugedachten Rolle nicht entziehen kann. Agnons Erzählung *In der Mitte ihres Lebens* ist unvermutet modern. Sie wurde vor einigen Jahren unter dem gleichen Titel verfilmt.

In der Mitte ihres Lebens erscheint hier erstmals in deutscher Übersetzung und mit einem ausführlichen Kommentar zu Agnons assoziativer Sprache, die sich auf die gesamte jüdische Traditionsliteratur bezieht. Das Nachwort des Übersetzers Gerold Necker hellt diesen Zusammenhang auf.

Samuel Joseph Agnon, geboren 1888 in Galizien, gehört zu den wichtigsten hebräischen Prosaschriftstellern des 20. Jahrhunderts. Seine besondere Erzähltechnik und seine eigentümliche Sprache wurden oft mit Thomas Mann und Franz Kafka verglichen. Samuel J. Agnon erhielt 1954 und 1958 den Israel-Preis für Literatur und wurde 1966, zusammen mit Nelly Sachs, mit dem Nobelpreis für Literatur ausgezeichnet. Er starb 1970 in Jerusalem.

# Samuel Joseph Agnon In der Mitte ihres Lebens

Aus dem Hebräischen übersetzt und  
herausgegeben von Gerold Necker

Jüdischer Verlag  
im Suhrkamp Verlag

Die Originalausgabe erschien 1978 unter dem Titel *Bidmi jameha* bei Schocken Publishing House Ltd., Tel Aviv

eBook Jüdischer Verlag im Suhrkamp Verlag Berlin 2014

Der vorliegende Text folgt der Erstausgabe 2014

© der deutschen Ausgabe Jüdischer Verlag im Suhrkamp Verlag Berlin 2014

Copyright © Schocken Publishing House Ltd., Tel Aviv, 1978

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Für Inhalte von Webseiten Dritter, auf die in diesem Werk verwiesen wird, ist stets der jeweilige Anbieter oder Betreiber verantwortlich, wir übernehmen dafür keine Gewähr. Rechtswidrige Inhalte waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Umschlagfoto: plainpicture/Müggenburg

Umschlaggestaltung: Ute Fahlenbock

eISBN 978-3-633-73739-0

[www.suhrkamp.de](http://www.suhrkamp.de)

In der Mitte ihres Lebens

In der Mitte ihres Lebens starb meine Mutter.<sup>1</sup> Einunddreißig Jahre war meine Mutter alt, als sie starb. Kurz und unglücklich verlief ihr Leben.<sup>2</sup> Tagsüber blieb sie im Haus; sie verließ das Haus nie. Ihre Freundinnen und Nachbarinnen kamen nicht zu Besuch, und auch mein Vater lud sich keine Gäste ein. Still litt unser Haus vor sich hin, keinem Fremden öffnete sich die Tür. Meine Mutter lag im Bett und sprach nicht viel. Aber wenn sie sprach, war es, als würde ich auf ganz reinen Flügeln, die sich für mich öffneten, in einen Palast des Segens getragen.<sup>3</sup> Wie sehr liebte ich ihre Stimme.<sup>4</sup> Oft öffnete ich die Tür, damit sie fragte, wer da sei. Ich war noch klein.<sup>5</sup> Manchmal kam sie aus dem Bett und setzte sich ans Fenster. Weiß gekleidet saß sie dann am Fenster. Immer war sie weiß gekleidet.<sup>6</sup> Einmal war ein Freund meines Vaters zufällig in unserer Stadt, sah meine Mutter und hielt sie für eine Krankenschwester, weil ihn ihre Kleidung in die Irre geführt hatte. Er wusste nicht, dass sie die Kranke war. Ihre Krankheit, eine Herzkrankheit, zerstörte ihr Leben.<sup>7</sup> Jeden Sommer schickten sie die Ärzte zu den Heilquellen, aber sie kam zurück, kaum dass sie fort war, weil sie vor lauter Sehnsucht keine Ruhe fand, wie sie sagte. Dann saß sie wieder am Fenster oder lag im Bett.

Mein Vater begann, seine Geschäfte einzuschränken. Er fuhr auch nicht mehr nach Deutschland,<sup>8</sup> wohin er jährlich gereist war, um mit seinen Partnern zu verhandeln. Er vertrieb Hülsenfrüchte. Doch diesmal fuhr mein Vater nicht. Das war die Zeit, als er vergaß, wie es in der Welt zuging. Sobald er abends nach Hause kam, setzte er sich zu meiner Mutter. Seine linke Hand hatte er hinter seinem Kopf, seine Rechte lag in ihrer Rechten.<sup>9</sup> Gelegentlich beugte sie sich hinunter zu seiner Hand und küsste sie.

Im Winter des Jahres, als meine Mutter starb, wuchs die Stille in unserem Haus um das Siebenfache.<sup>10</sup> Meine Mutter verließ das Bett nur noch, wenn es von Kele<sup>11</sup> bezogen wurde. In den Hausflur legte man einen Teppich, damit jeder Tritt absorbiert wurde. Unsere Zimmer waren alle

durchdrungen von Arzneimittelgeruch, und in jedem Raum war Schwermut spürbar. Die Ärzte waren ständig in unserem Haus. Sie kamen auch ungerufen. Fragte einer, wie es um ihre Gesundheit stehe, antworteten sie, die Heilung liegt in Gotteshand. Das heißt, man kann die Hoffnung aufgeben, gegen ihre Krankheit ist kein Kraut gewachsen. Aber meine Mutter seufzte nicht, klagte nicht und vergoss keine Träne. Still lag sie auf ihrem Bett, und ihre Kraft schwand wie ein Schatten.<sup>12</sup>

Gewiss gab es erfreuliche Tage voller Hoffnung, dass sie weiterleben würde. Der Winter ging vorüber, und der Frühling hielt Einzug im Land.<sup>13</sup> Es war, als ob meine Mutter ihren Schmerz vergessen hätte. Wir konnten mitansehen, wie ihr Leiden nachließ. Auch die Ärzte spendeten uns Trost. Es gibt Hoffnung, sagten sie, die Frühlingszeit beginnt, und das Sonnenlicht wird Leben in ihre Gebeine bringen.<sup>14</sup>

Pessach stand vor der Tür.<sup>15</sup> Kele kümmerte sich um alle notwendigen Vorbereitungen für das Fest. Auch meine Mutter gab acht darauf, dass es an nichts fehlte. Sie hatte als Frau des Hauses ein Auge auf alles, was darin vorging.<sup>16</sup> Außerdem hatte sie sich ein neues Kleid gemacht.

Einige Tage vor dem Fest stand sie auf. Sie stellte sich vor den Spiegel und trug ihr neues Kleid. Ihr Körper blitzte schemenhaft im Spiegel auf,<sup>17</sup> und auf ihrem Antlitz strahlte hell ihr Lebenslicht.<sup>18</sup> Mein Herz tat vor Freude einen Sprung. Wie schön war ihr Gesicht mit diesem Kleid! Es war nicht zu erkennen, welches Kleid das neue und welches das alte war, beide waren ja weiß, und das abgelegte war ebenfalls wie neu, da meine Mutter den ganzen Winter über gelegen und kein Kleid getragen hatte. Ich weiß auch nicht, welche Zeichen mir Hoffnung gaben. Vielleicht ließ die Frühlingsblüte,<sup>19</sup> die sie über ihrem Herzen angebracht hatte, einen Hauch von Hoffnung erahnen. Zugleich hatte sich der Arzneimittelgeruch verflüchtigt, und ein frischer, angenehmer Duft drang durch unser ganzes Haus. Unter all den Duftstoffen, die mir bekannt waren, gab es keinen wie diesen. Aber ich traf ihn noch einmal, diesen Duft, im Traum, in einem Nachtgesicht.<sup>20</sup> Woher kam dieser Duft? Meine Mutter pflegte ihren Körper nicht mit weiblichen Kosmetika.<sup>21</sup>

Meine Mutter erhob sich von ihrem Bett und setzte sich ans Fenster. Beim Fenster stand ein Tisch, und auf dem Tisch war ein Schrein.<sup>22</sup> Der Schrein war fest verschlossen,<sup>23</sup> und der Schlüssel hing am Hals meiner Mutter. Schweigend öffnete meine Mutter den Schrein und holte ein Bündel Briefe heraus. Sie las den ganzen Tag darin. Bis zum Abend las meine Mutter. Die Tür wurde zwei-, dreimal geöffnet, aber sie fragte nicht, wer da sei; auch wenn ich sie ansprach, antwortete sie nicht. Als sie daran erinnert wurde, ihre Medizin zu nehmen, schluckte sie einen Löffel voll auf einmal. Sie verzog keine Miene und gab keinen Laut von sich, als ob die Medizin nicht mehr bitter schmeckte. Gleich nachdem sie getrunken hatte, wandte sie sich wieder ihren Briefen zu.

Die Briefe waren in makelloser Schrift auf dünnes Papier geschrieben, mit kurzen und langen Zeilen. Sie kommt nicht mehr los davon, sagte ich mir, als ich meine Mutter die Briefe lesen sah. Die Schnur mit dem Schlüssel am Hals meiner Mutter verband sie mit dem Schrein und den Briefen. Aber als sich der Tag neigte, nahm sie das Bündel mit ihren Briefen, wickelte die Schnur darum, die sie mit dem Schlüssel um den Hals hatte, küsste sie und warf sie mitsamt dem Schlüssel in den Ofen. Doch der Kamin war verstopft. Nur eine Kohle glomm noch im Ofen. Die Glut leckte am dünnen Papier, die Briefe gingen in Flammen auf, und das Haus war voller Rauch.<sup>24</sup> Besorgt eilte Kele ins Zimmer, um das Fenster zu öffnen, aber meine Mutter hinderte sie daran. Die Briefe brannten, das Haus war voller Rauch, und meine Mutter saß bei dem Schrein und atmete den Rauch der Briefe ein, bis zum Abend.

In dieser Nacht kam Mintschi Gottlieb, um sich nach dem Befinden meiner Mutter zu erkundigen. Mintschi war ihre Freundin. Sie hatte in ihrer Kindheit zusammen mit meiner Mutter bei Akavia Masal gelernt.<sup>25</sup> Frau Gottlieb saß am Bett meiner Mutter, vielleicht zwei oder drei Stunden lang. Mintschi, sagte meine Mutter, ich sehe dich jetzt zum letzten Mal. Mintschi wischte sich die Tränen ab und sagte: Halte durch, Lea, du wirst bald wieder gesund sein, lebensfroh wie früher. Meine Mutter schwieg, ein wehmütiges Lächeln umspielte ihre fiebrigen Lippen. Plötzlich nahm meine Mutter Mintschis rechte Hand in die ihre und sagte: Geh nach